



Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften

VORTRÄGE
G 218

ROMAN JAKOBSON

Der grammatische Aufbau
der Kindersprache



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH



Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften

Geisteswissenschaften

Vorträge · G 218

Herausgegeben von der
Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften

ROMAN JAKOBSON

Der grammatische Aufbau der Kindersprache



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

204. Sitzung am 28. Mai 1975 in Düsseldorf

© 1977 by Springer Fachmedien Wiesbaden
Ursprünglich erschienen bei Westdeutscher Verlag GmbH Opladen 1964
ISBN 978-3-322-98784-6 ISBN 978-3-322-98783-9 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-98783-9

Inhalt

Roman Jakobson, Cambridge, Mass.

Der grammatische Aufbau der Kindersprache 7

Diskussionsbeiträge

Ursula Stephany; Roman Jakobson; Heinrich Lausberg; Bernd Spillner; Karl Horst Schmidt; Helmut Gipper; Harald Weinrich; Hansjakob Seiler; Ludwig Landgrebe 15

Es ist für mich eine große Ehre, in der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften zu sprechen. Ich warte mit Ungeduld auf die Diskussion, da die Probleme, die mein Vortrag berührt, mit meiner ganzen linguistischen Arbeit einiger Jahrzehnte eng verbunden sind. Ich möchte hier gerne auf die Kernfragen der Kindersprache zurückkommen.

Am Ende der 30er Jahre hat auf mich besonders das Werk des französisch-belgischen Linguisten Antoine Grégoire einen fruchtbaren Eindruck gemacht, seine Monographie *L'apprentissage du langage*, die eigentlich ein Tagebuch ist und ein ausführliches, sorgfältiges Bild des Sprachlebens seiner beiden kleinen Söhne darbietet. Ich verstehe gar nicht, wie dieser hervorragende Forscher jeden Augenblick der sprachlichen Entwicklung seiner Kinder so tadellos aufmerksam beobachten und aufzeichnen konnte.

Man möchte solche Arbeiten wie die Bücher von Grégoire oder vom eifrigen und scharfsichtigen Untersucher des russischen kindlichen Spracherwerbs, Aleksandr Nikolaevič Gvozdev, am liebsten mit ununterbrochenen Kinoproduktionen vergleichen und sie gemäß ihrem Reichtum an linguistischen und psychologischen Daten und ihren genauen Ergebnissen als besonders ergiebig und erschöpfend hervorheben – gegenüber den sich heutzutage vermehrenden Momentaufnahmen des sprachlichen Benehmens und des zeitweiligen Sprachvermögens, die vom Kinde ein paarmal wöchentlich oder sogar monatlich durch den gelehrten Besucher gemacht werden und das ganzheitliche Bild zerstückeln und zerstören, da sie die einzelnen Triebfedern der Veränderungen und ihre Reihenfolge verbergen und uns somit keine Möglichkeit geben, über die dynamischen Gesetze des Sprachaufbaus unsere Schlüsse zu ziehen.

Es wurden zwar wichtige neue Beobachtungen gemacht über die anfänglichen Versuche und Anstrengungen der Kinder zum Erlernen der Kommunikation im vorsprachlichen Alter und an der Schwelle des Sprachverkehrs mit dem Erzieher und besonders mit der Mutter. Auch in der Abfolge der lautlichen Errungenschaften der Kleinen wurde manches Neue bemerkt und klargelegt, aber der grammatische Aufbau der Kindersprache bleibt noch in vielen, sogar vielleicht den meisten Hinsichten unerklärt.

Die Frage, die mich von Anfang an besonders interessierte, war die nach der verhältnismäßigen Rolle der Nachahmung und der kreativen Gabe des Kindes in der Aneignung seiner ersten Sprache. Gewisse Forscher legen den Nachdruck auf die Nachbildung, andere hingegen auf die schöpferische Gabe. Es scheint, daß eine Synthese vorzuziehen wäre. Was hier stattfindet, ist weder eine mechanische Übernahme noch eine wunderbare Schöpfung aus dem Nichts. Das Nachahmen öffnet den schöpferischen Kräften des Anfängers weite Möglichkeiten. Das vorhandene Muster gestattet eine Auslese der vollbrachten Entlehnungen und deren gesetzmäßige Reihenfolge, der zudem das Kind anfangs das eine und dann erst das nächste sich anzueignen weiß. Hier wirken universale Gesetze der einseitigen Implikation (oder Fundierung): Ein „B“ könnte nicht entstehen, soweit „A“ nicht entstanden ist, wogegen „A“ unabhängig von „B“ im Sprachsystem bestehen kann.

Die Erforschung und Erklärung der strengen Gesetzmäßigkeit, welche man in der Entwicklung der Kindersprache beobachtet, geht nur langsam voran. Die junggrammatische, einseitig diachronische Tradition, die noch vor kurzem in der Sprachwissenschaft hervortrat, zeigte weder für die reine Beschreibung des Sprachbaus noch für das Suchen der allgemeinen Aufbau- und Umbaugesetze Verständnis. Andererseits verdeckte die von der Genfer Schule und ihren zahlreichen Epigonen gepredigte, streng und eng statische Abart der Synchronie und eigentlich der ganzen Sprachanalyse den Weg zum Begreifen der Kindersprache, deren Wesen und Aufbau den Gesetzen einer dynamisch angelegten Synchronie unterworfen sind.

Wenn man endlich heutzutage, trotz der Überbleibsel der langwierigen Zweifelsucht, die Fülle und Bedeutsamkeit der Universalien im Bau der Völkersprachen und im Aufbau der Kindersprache beobachtet, offenbaren sich besonders im Fortschritt des lautlichen Bestandes viele und auffallend dynamische Gesetze, welche entweder eine allgemeine Geltung oder wenigstens eine beinahe universale Probabilität aufweisen. Es gibt zweierlei monopolistische Erklärungsversuche dieser weitgehenden Einheitlichkeit in den Grundzügen der menschlichen Sprache. Auf der einen Seite entstehen und vermehren sich Schlagwörter des schwärmerischen Nativismus, andererseits versucht uns ein beharrlicher Soziologismus zu überzeugen, alle sprachlichen Einheitstribe und Gesetze seien durch den unentwegt sozialen Gebrauch und Charakter der Sprache bestimmt.

Als ein Beweis für die „Angeborenheit“ der Grundgesetze der Sprache wird von den Nativisten die verhältnismäßige Leichtigkeit und Schnelligkeit des Spracherwerbs bei den Kleinkindern der ganzen Welt angeführt; aber tatsächlich erlernen die Kinder mit derselben Natürlichkeit, Genauigkeit und Muße auch alle äußerlichen lokalen Besonderheiten desjenigen Sprachmilieus,

welchem sie ihre erste Sprachkenntnis verdanken. Auch die angebliche Raschheit der vollkommenen Sprachaneignung erweist sich als eine übertriebene Verallgemeinerung. Aber die allmenschliche und einzig menschliche Lust und Gabe, sich von früher Kindheit an einer Sprache passiv und aktiv zu bemächtigen, ist ein beim biologischen Menschwerden einverleibtes Vermögen, denn, wie Goethe sagt: „Jeder lernt nur, was er lernen kann.“

Doch darf man dabei nicht vergessen – und seltsamerweise vergißt man es allzuoft –, daß eigentlich dasjenige, was man erlernt, eine Zwiesprache ist, so daß zur Sprache und Rede des Kindes zwei Gesprächspartner notwendig sind, einerseits der minderjährige Neuling, andererseits ein älterer, erfahrener Gesellschafter, des Kindes Mutter im besonderen. Deshalb kann man nicht die Entwicklung der Sprache begreifen, ohne daß man von Anfang an an zwei Beteiligte denkt, zwei Teilnehmer, von denen der eine lernt und der andere tatsächlich lehrt. Nun hören wir jetzt öfters leichtsinnige Behauptungen, nach denen das Kind keinen Sprachunterricht braucht und vollkommen selbständig dasjenige im Gehörten auffängt, was es zu selbständigem Schaffen benutzen kann. Beurteiler, die die Rolle des Lernens bzw. Lehrens im kindlichen Spracherwerb leugnen oder auf das kleinste Maß zurückführen, stehen entweder unter der bürokratischen Vorstellung einer amtlichen Erziehungsanstalt oder unter der Hypnose des einst modischen Gedankens einer Spaltung zwischen Eltern und Nachwuchs. Das enge gegenseitige Anpassen bleibt eine wesentliche Begleiterscheinung des Sprachlernens.

Nun ist man schon imstande festzustellen, daß es in den Sprachen viele gemeinsame Baugesetze gibt, universale oder beinahe universal wirkende Gesetze, wobei letztere – räumlich und zeitlich weit verbreitet – zur Ausnahmslosigkeit tendieren, ohne sie allerdings zu erreichen. Selbstverständlich spielt die biologische Grundlage eine gewisse, wenn auch stets unbestimmbare Rolle. Andererseits darf man nie vergessen, daß die Sprache eine wesentlich soziale Ganzheit darbietet, und daß dieses dynamische Ganze, mit den deutschen Philosophen gesprochen, eine ständige *Selbstbewegung* aufweist – *Selfstirring*, laut der kybernetischen Terminologie. Die dynamischen Gesetze der Sprache sind durch die Tatsache gefördert, daß es sich um ein allumfassendes kollektives Gebilde handelt, welches für seine Gebraucher an der Scheide des Bewußten und Unbewußten erlebt wird. Zum Gebiet des Subliminalen gehört das Streben nach den geeigneten Strukturen, denen von der Sprachgemeinschaft unbewußt und teilweise – unter metasprachlicher Leitung – auch bewußt gefolgt wird.

Die Sprache ist zu allererst durch ihren wesentlich universalen Schichtenbau gekennzeichnet. Sie ist einem grundsätzlich einheitlichen Prinzip der Übereinanderlagerung unterworfen. Jede Schicht besteht aus inneren und ihr

allein eigenen Relationen und aus Relationen, die jede Schicht mit den anderen verbinden. Die Untersuchung dieser Relationen, sowohl der inneren als auch der zwischengelagerten, ist für die Erkenntnis des Sprachsystems und seines Aufbaus unentbehrlich.

Unter den Relationen, die der Sprachwissenschaftler behandelt, erscheint der echte Gegensatz, die binäre Opposition, als der typischste und lehrreichste. Nun wissen wir aus vielfachen Erwägungen, worin die Leistung derartiger Relationen eigentlich besteht. Ich möchte wieder und wieder den hervorragenden holländischen Sprachtheoretiker und Phänomenologen Henrik Pos zitieren, um die Eigenart der binären Oppositionen zu erörtern. Es ist, laut seiner Bezeichnung, die einfachste logische Operation; und von allen übrigen Verbindungen und Beziehungen unterscheidet sie sich dadurch, daß wir bei jedem Verfahren mit einer binären Opposition notwendigerweise ihre beiden Glieder im Sinne haben und zum Vergleich heranziehen. So zum Beispiel ist es unmöglich, die Größe zu beurteilen, ohne dabei die Idee des Kleinen in Betracht zu ziehen, der Begriff des Billigen ist undenkbar ohne den des Kostbaren usw. Darin liegt der wirksame Wert derartiger Oppositionen. Wie es die Kindheitspsychologen, besonders Henri Wallon, festgestellt haben, wird die anfängliche geistige Entwicklung der Kleinkinder gerade auf solchen binären Gegensätzen aufgebaut.

Meine Monographie *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*, in Schweden Anfang 1941 veröffentlicht, war ein Versuch, den allmählichen, stufenartigen Aufbau der phonologischen Schicht in der Anfangssprache der Kinder zu verfolgen und nach Möglichkeit zu deuten. Schritt für Schritt begriff ich dabei, wie ungemein wichtig es ist, nicht nur im Gebiet des kindlichen Spracherwerbs, sondern auch in den gesamten Fragen des linguistischen Vorgehens, die verwickelte Wechselbeziehung zwischen den Teilen und dem Ganzen ständig im Auge zu halten. Es wurde klar, wie sich für so eine Untersuchung der Begriff des Teilganzen bewährt, den die Psychologen (insbesondere Felix Krueger) eingebracht und entwickelt haben. Wenn wir die Lautphänomene der Kindersprache, die verschiedenen Oppositionen und deren Beziehungen zueinander festzustellen und zu erörtern suchen, sind wir offenbar genötigt, den Weg der Integration anzutreten.

Ich muß gestehen, am Anfang war es für mich überraschend, den Entwicklungsprozeß des Kindes durch die Analyse seines steigenden Lautvermögens aufzufassen. Was mir dabei besonders geholfen hat, war die Vorarbeit zweier prominenter Gelehrter, deren Untersuchungen mit dem Fortschritt der Gestaltpsychologie verbunden sind, Wolfgang Köhler und Carl Stumpf. In ihrer Betrachtung der Sprachlaute gelang es den beiden Forschern, ohne sich auf Einzelheiten zu beschränken, die psychophysische Grundlage der ganzen

Vokalsystematik im Auge zu behalten. Ich sah ein, daß man auf dem Wege zur folgerichtigen Integration ständig weiterarbeiten muß, um das Verhältnis zwischen den Teilgebieten des sprachlichen Lautsystems, nämlich zwischen dem Vokalismus und Konsonantismus, zu verstehen. Man hatte zwar nach einem Parallelismus zwischen diesen beiden Systemen gesucht, aber ohne dabei dem fundamentalen Unterschied in der Verteilung des merkmalthaltigen und des merkmallosen Gliedes innerhalb der sonst parallelen Opposition Rechnung zu tragen und ohne die hierarchisch verschiedene Wechselbeziehung zwischen den grundlegenden Oppositionen der beiden Teilsysteme in Betracht zu ziehen.

Denselben Weg vom Einfachen zum Entzweiten und dadurch Komplizierteren beobachten wir im Felde der Grammatik und in ihrem Fortschritt beim kleinen Anfänger, wobei auf diesem Gebiet schon bedeutungstragende Elemente als Ausgangspunkt erscheinen.

Anfänglich besteht jede Aussage einzig aus einer Holophrase, einem Ein-Wort-Satz, nach der ungenauen Wendung, die die künftigen Begriffe des Wortes und des Satzes antizipiert und vorzeitig in die Diskussion bringt. Im nachfolgenden Stadium wird die holophrastische Einheit um einen zweiten Bestandteil erweitert. So entstehen gleichzeitig die ersten grammatischen Einteilungen, einerseits Wort und Wortgefüge, andererseits das Hauptwort (*open class*) und das merkmalthafte Nebenwort (*pivot*, nach Martin Braines Terminologie), z. B. *it ball, more ball, there ball, little ball*. Manche Beobachter versuchten, schon in diesem Stadium eine Prädikation aufzufinden, aber die Ausdeutung solcher Gefüge als eigenartiger, situationsbedingter Prädikate ist eine müßige Erweiterung der Bedeutung des Terminus „Prädikat“, welche schon im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts umständliche Diskussionen hervorrief und eine ganz besondere und folgenschwere Rolle des rein grammatischen Prädikats an den Tag legte. Auch das Wortgefüge *little ball* steht noch sehr fern vom Elementarsatz *the (this, a) ball is little*. Weder „kleine Puppe“ noch das deminutive „Püppchen“ könnte dem Satz „die Puppe ist klein“ gleichgestellt werden. Die primäre und merkmallose Funktion des Adjektivs ist keineswegs prädikativ, sondern ausgesprochen attributiv, und erst das folgende, dritte Stadium des kindlichen Sprachlebens bringt den Elementarsatz – Subjekt/Prädikat – zum Ausdruck.

Ein anregendes Beispiel soll zur Erläuterung dieser zeitlichen Verhältnisse beigebracht werden. Es gibt im Englischen drei homonyme Suffixe, die -z lauten und unter gewissen phonetischen Bedingungen bestimmte Modifikationen (-æz, -s) erleiden. Diese suffixale Form hat drei verschiedene Bedeutungen, erstens die des nominalen Plurals (*cooks* „Köche“), zweitens die des Possessivs (*cook's hat* „Kochs Hut“), und drittens ist es die Flexion der drit-

ten Person Singular des Verbs (*mummy cooks* „Mama kocht“). Erst entwickelt das Kind die Endung der Mehrzahl, dann des Possessivs und schließlich die des Verbs. Nach analogen Beobachtungen folgen Aphasiker dem direkt umgekehrten Weg; ein genaues Spiegelbild der Verluste tritt zutage: Von den drei homonymen Suffixen wird zunächst das verbale, hierauf das possessive und erst an der letzten Stelle dasjenige des nominalen Plurals eingebüßt. Die Ursache ist evident: Bei der Unterscheidung der Mehrzahl und der Einzahl geht es um das Wort allein, während beim Gebrauch der possessiven Form schon das ganze Wortgefüge (*phrase*: „cook’s hat“) im Spiel ist. Wenn es sich aber um die Person des Verbs handelt, erstreckt sich die Frage auf die Beziehung zwischen dem Prädikat und dem Subjekt, also auf den ganzen Elementarsatz (*clause*).

Da treten wir an den Satz heran, und es soll mir gestattet werden, ein recht typisches Geschehnis anzuführen, welches aus dem Sprachleben der Kinder in verschiedenen Ländern bekannt ist. Ein zwei- bis dreijähriger Knabe kommt zu seinem Vater und meldet: „Katze bellt“ (oder „Mieze wauwau“). Der Vater belehrt seinen Sohn: „Nein, nein – der Hund bellt und die Katze miaut.“ Das Kind ist in Tränen – man hat ihm das Spiel verdorben. Es gibt auch liberalere Eltern, die bereit sind zu bestätigen, daß die Katze bellt und sogar das Spiel fortzusetzen: „Auch die Tante bellt und Mama miaut.“ Das Kind ist hoch befriedigt. Allerdings nicht immer: Es gibt Kleine, die glauben, es sei ihr kindliches Privilegium, derartige Vermutungen aufzubauen, und sie ärgern sich, falls die Erwachsenen sich dieses Vorteils bemächtigen.

Der besprochene und immerzu spontan entstehende Dialog hat offensichtlich eine tiefe linguistische Grundlage. Wenn sich zweiteilige (dyadische) Sätze, deren Subjekte und Prädikate beide ausgesprochen sind, der kindlichen Rede einprägen, dann begreift der kleine Lehrling, entweder bewußt oder subliminal, daß für ihn hiermit eine ganz neue Möglichkeit zustande kommt. Man kann nämlich von derselben, als Subjekt sich darstellenden Katze nach Belieben aussagen, daß sie läuft, schläft, ißt, miaut usw.; warum sollte man denn, falls dasselbe Nomen mit verschiedenen Verben verwendbar ist und das gleiche Verb verschiedenen Subjekten zugeschrieben wird, nicht wagen, auch Sätze wie „Katze bellt“ und „Hund miaut“ zu entwerfen. Hier entsteht ein typisches Nebenprodukt der großen sprachlichen und gedanklichen Freiheit, die das Kind durch den zweiteiligen Satzbau gewinnt; es werden nämlich Versuche gemacht, diese Freiheit zu mißbrauchen. Dem empörten Kind bleibt der Spruch der Zarin fremd. Katharina die Zweite soll erklärt haben, Freiheit sei bloß das Recht, dasjenige zu machen, was die Gesetze erlauben; solche herkömmlichen Kinderscherze wie „Vögel klingeln, Glocken fliehen“ verraten eine gleiche temporäre Zügellosigkeit.

Die angedeutete syntaktische Neuerung ist eine sehr wichtige Etappe im Leben des Kindes. Vor diesem Umschwung war es ihm nur möglich, sich darüber zu verständigen, was ihm unmittelbar zutage lag und seinen Sinnen gerade zugänglich war, nun aber fühlt sich das kleine Wesen imstande, sich über Dinge zu unterhalten, welche in Raum und Zeit weit entfernt bleiben oder überhaupt fiktiv sind. Erst da kommen die wirkliche schöpferische Kraft der menschlichen Sprache und die einzig durch die Sprache ermöglichte Urteilsfähigkeit zum Vorschein. Das erweiterte Übertragen des Prädikationsbegriffs auf ursprünglich einteilige, situationsbedingte und subjektentbehrende Aussagen hat auf manche psycholinguistischen Studien einen verwirrenden Einfluß ausgeübt, wobei die für die gesamte Menschenbildung ausschlaggebende Bedeutung der sprachlichen Dualität Subjekt/Prädikat außer acht geblieben ist.

In einem freundschaftlichen Gespräch mit einem hochangesehenen Behavioristen wurde meine Frage, ob man den unter Tauben ausgetauschten Mitteilungen ein ähnliches Niveau wie der menschlichen Rede zuschreiben dürfe, bejahend beantwortet. Die weitere Frage, ob zum Thema Kommunikation zwischen Vögeln auch ferne Vergangenheit oder Zukunft und Phantasiegebilde gehören können, folgte die Antwort: „Nein, aber all das ist als *displaced speech* anzusehen!“ Und ich fügte hinzu, daß in diesem Falle unsere Unstimmigkeit sich als bloß terminologisch erweist: Was der eine als „verschobene Rede“ bezeichnet, wird vom anderen für das wahre Spezifikum der menschlichen Sprache gehalten.

Man möge beachten, daß die Entdeckung des Satzes und die gedeihende Freiheit in seiner lexikalischen Füllung im sprachlichen Verhalten des Kindes durch ein allmähliches Erstarren der Wortbildung begleitet wird. Die Neologie tritt hinter den syntaktischen Aufgaben zurück. Die Periode der Freiheit und Ergiebigkeit der Wörter, die dem festgesetzten Wortschatz der Erwachsenen am grellsten entgegensteht, wurde von den größten Beobachtern der menschlichen Sprache scharfsinnig erkannt. „Niemand erdenkt neue Wörter so häufig, wie es die Kinder tun“, versichert L. N. Tolstoj, um nachzuweisen, daß die sprachlichen Bildungsgesetze in der Kindheit besser als im reifen Alter eingesehen werden. Der amerikanische Denker Charles Sanders Peirce behauptet, daß beim Kinde „*with his wonderful genius for language*“ diese merkwürdige Gabe später verloren geht.

Diskussion

Frau Stephany: Aus den vielen interessanten Feststellungen, die Sie in Ihrem Vortrag gemacht haben, möchte ich eine herausgreifen, die mir für meine eigenen Arbeiten besonders wichtig erscheint. Sie haben gesagt, daß das Kind die attributive Funktion des Adjektivs vor der prädikativen erwirbt. Eine solche Beobachtung erscheint mir aufgrund meines eigenen Materials – soweit es mir im Augenblick präsent ist – erstaunlich, und ich möchte fragen, auf welche empirischen Untersuchungen sich Ihre Aussage stützt.

Herr Jakobson: Keine zusammenfassenden Schriften zu diesem Thema sind mir bekannt, doch finden sich viele entsprechende Angaben im zweiten Band der erwähnten Monographie von Grégoire und auch bei A. N. Gvozdev. Wenn Sie in ausführlichen Beschreibungen der Kindersprache nachsehen, finden Sie, daß die prädikative Funktion der Adjektive kaum auftaucht, bevor das verbale Prädikat vom Kinde gebraucht wird. Erst nachträglich können auch Adjektive in dieser Funktion auftreten. Nach meiner Erfahrung ist die attributive Funktion der Adjektive ursprünglicher und häufiger als die Rolle im Satz mit einem ausgedrückten Subjekt und adjektivischem Prädikat. Es gibt hier beim kleinen Sprecher eine zeitliche Reihenfolge, und erst als die letzte Stufe erscheint die Fähigkeit der Kinder, tatsächliche Urteile zu bilden, obgleich sie als Zuhörer derartige Konstruktionen schon viel früher verstehen.

Frau Stephany: Wenn es sich im Spracherwerb mit den Adjektiven so verhält, wie sie sagen, wie könnte man dann erklären, daß Kinder in der Einwortphase überhaupt Adjektive als holophrastische Äußerungen benutzen?

Herr Jakobson: Da gibt es noch keine Redeteile in unserem Sinne des Wortes, also keine wirklichen Substantive oder Verben. Das sind meistens synkretische Holophrasen. Das verbale Element ist dabei vorwiegend imperativ und sucht auszudrücken, was das Kind eigentlich begehrt.

Frau Stephany: Nicht unbedingt! Ich erinnere mich an folgendes Beispiel: Ich fragte einmal ein zwanzig Monate altes Mädchen in Griechenland, ob ich

es spazieren führen sollte. Ich wußte, daß ein solcher Vorschlag dem Kind unangenehm wäre, da es mich nicht gut kannte. Das Mädchen schaute mich einen Moment an und sagte „mikó“ (klein), was man im Situationskontext als Prädikation interpretieren muß.

Herr Jakobson: Das ist die andere Seite der Medaille. Es handelt sich hier entweder um das, was man wünscht, oder um dasjenige, was man ablehnt. Die von J. Kurytowicz als primär bezeichnete, attributive Funktion der Adjektive läßt sich besonders gut in den slavischen Sprachen beobachten. Z. B. Russisch unterscheidet die prädikativ fungierenden adjektiven Formen von den primär attributiven Formen, wobei die letzteren, obgleich sie länger sind, beim russischen Kinde früher als die kürzeren erscheinen. Auch der in vielen Sprachen zu beobachtende Gebrauch der verbalen Kopula zur prädikativen Ausnützung der Adjektive ist aufschlußreich.

Herr Lausberg: Wenn das Kind sagt „schönes Pferd“, so meint es „schönes“ offenbar als Gedanken-Prädikat, wobei die scheinbar attributive Stellung die Ganzheit der Aussage betont. Das gedankliche Prädikat stürzt emotional voran, und das gedankliche Subjekt „Pferd“ wird epexegetisch angefügt (in der Terminologie von W. Havers, Handbuch . . ., 1931).

Herr Jakobson: Es gibt einen großen Unterschied zwischen dem Wortgefüge „das schöne Pferd“ und dem Satz „Das Pferd ist schön“. Kaum darf man den wesentlichen Unterschied zwischen komplexen Vorstellungen und Urteilen, den Franz Brentano und Anton Marty überzeugend untersucht haben, unbeachtet lassen. Doch bin ich einverstanden, es muß hier mit Übergangsformen gerechnet werden. Es ist aber wichtig, daß endlich eine Form entsteht, die klar und unzweideutig den Bedeutungsunterschied zwischen der Attribution und Prädikation kennzeichnet.

Herr Spillner: Ich möchte an eine Bemerkung anschließen, die Sie vorhin zu einigen Versuchen der linguistischen Theoriebildung in neuerer Zeit gemacht haben. Dabei beziehe ich mich auf Ihre aus der Untersuchung der Kindersprache gewonnene Feststellung, daß die attributive Fügung des Adjektivs beim Spracherwerb zeitlichen Vorrang vor der prädikativen Fügung hat. Lassen sich aus diesem empirischen Befund Rückschlüsse oder Konsequenzen für die linguistische Beschreibung des Sprachsystems bzw. für die Regelanordnung innerhalb der Grammatik ziehen?

Sie wissen, daß es z. B. in der Generativen Transformationsgrammatik Versuche gibt, die attributive Verwendung des Adjektivs aus der prädikativen abzuleiten. Dabei wird die als einfache und zugrunde liegend aufgefaßte prädikative Fügung mit Hilfe von Transformationsregeln in die attributive Fügung überführt. Wäre dieses Vorgehen noch aufrechtzuerhalten, wenn sich tatsächlich zeigt, daß beim Spracherwerb die umgekehrte Reihenfolge – erst Attribuierung, dann Prädikation – gilt?

Mit anderen Worten: Glauben Sie, daß sich aus der Beobachtung und Analyse der Kindersprache Evidenz gewinnen läßt für die Bewertung von Sprach- und Grammatikmodellen der deskriptiven Linguistik?

Herr Jakobson: Jemand von den jüngeren Anhängern dieser Technik hat das vorgeschlagen, und der Einfall erwies sich als unhaltbar. Wenn Sie die drei Redeteile – Substantive, Verben und Adjektive – untersuchen, werden Sie kaum jemanden finden, der nicht anerkennt, daß die primäre und spezifische Funktion des Substantivs sei, als Subjekt, die des Verbs als Prädikat und die des Adjektivs als Attribut zu dienen. Es wurde der widernatürliche Versuch unternommen, die Verhältnisse umzukehren und den Adjektiven dieselbe primäre Aufgabe wie den Verben zuzuschreiben, nämlich die prädikative Funktion. Es wurde vermutet, „das hübsche Pferd“ sei ein Transform der relativen Konstruktion „das Pferd, welches hübsch ist“, welche wiederum eine sekundäre Umbildung der primären Form „Das Pferd ist hübsch“ wäre. Diese Erklärung ist verfehlt, gleichwie, beispielsweise, der Versuch, den Imperativ von indikativen Konstruktionen abzuleiten; solche Wendungen wie „du wirst gehen“ oder „ich befehle dir zu gehen“ werden dabei als ein Unterbau des Imperativs „geh!“ aufgefaßt, trotz dem komplexeren Wesen solcher Wendungen und ihrem viel späteren Auftreten in der sprachlichen Entwicklung des Kindes. Übrigens, die relative Konstruktion fehlt in mehreren Sprachen.

Herr Schmidt: Würden Sie bei dieser Adjektivfrage zwischen dem Adjektiv, das eine Eigenschaft bezeichnet, und dem Adjektiv, das eine Beziehung ausdrückt, unterscheiden? Wie ich Ihnen nicht zu sagen brauche, wird das zum Beispiel in den Kaukasussprachen sehr stark differenziert, und die Bezugsadjektive werden im Prinzip durch Genitive umschrieben. An diese Genitive können dann natürlich Adjektivmorpheme antreten. Ich würde für die Bezugsadjektive meinen, daß sich die Genitive syntaktisch herleiten lassen: „Der Schrank ist des Buches“, daraus wird dann „Bücherschrank“. Ich würde dann fragen: Wenn das für die „Bezugsadjektive“ gilt, wie ist dann das Verhältnis zwischen den Bezugsadjektiven“ und den „Eigenschaftsadjektiven“?

In vielen Sprachen sind sie weitgehend zusammengefallen, etwa im Russischen, so daß ich sowohl aufgrund der Sprachtypologie als auch von der Sprachgeschichte her meine, daß die Frage noch stärker geklärt werden müßte.

Herr Jakobson: Im Russischen sind sie nicht zusammengefallen. Die Bezugsadjektive besitzen die spezifische Eigenschaft, daß sie keinen Komparativ und auch keine spezifisch prädikative Kurzform bilden, wogegen die meisten Adjektive der qualitativen Klasse über eine spezielle prädikative Form und über einen Steigerungsgrad verfügen. Zwischen den Adjektiven des Stoffes und entsprechenden Gefügen mit einem Genitiv – „hölzernes Haus“ und „Haus aus Holz“ – besteht ein semantischer Unterschied, besonders in denjenigen Sprachen, wo der Genitiv eine bedeutende Mannigfaltigkeit seiner Funktionen aufweist.

Herr Schmidt: Für das Indogermanische würde ich Ihnen voll zustimmen. Es gibt ja beispielsweise die Bemerkung von Wilhelm Schulze, daß man zwar sagt „das königliche Schloß“, aber nicht „der königliche Schuh“. Das eine generalisiert, das andere ist eine individuelle Aussage. Da muß man sagen „der Schuh des Königs“. Ich bezog meine Frage auch lediglich auf Sprachen, bei denen diese Differenzierung nicht gilt, etwa auf die Kaukasussprachen, und möchte von daher die Frage stellen, ob man Ihre These universal fassen kann, oder ob Sie auf bestimmte Typen oder Systeme einschränken würden.

Herr Jakobson: Sicher dürfte man nicht den von mir vermerkten Tatbestand als universal betrachten. Es gibt Sprachen, die keine besondere adjektive Klasse aufweisen. Das Beispiel mit dem Attribut „königlich“ ist eine hübsche Illustration der spezifischen Bedeutung der Adjektive in den Sprachen, wo diese Klasse vorhanden ist.

Herr Gipper: Ich möchte mich auf Ihre Schrift „Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze“ beziehen. Wir sind in Münster seit drei Jahren dabei, diesen Ansatz, der hauptsächlich auf dem phonologischen Gebiet liegt, in den semantischen Bereich auszudehnen und Querschnittsgrammatiken durch die wichtigsten Stufen der Kindersprachentwicklung zu legen. Ich möchte das eine „evolutive Grammatik“ nennen und als Endziel eine umfassende Beschreibung des Sprachaufbaus ansehen, der einen Menschen zum bedingt kompetenten Sprecher einer Sprache macht. Nun, bei diesen Beobachtungen sind uns jedenfalls für das Deutsche, sicher belegt mit Tonbandaufnahmen, doch die Fälle bekannt, daß die Prädikation des Adjektivs vom Typ

„Mama-lieb“ oder „Papa-gut“ vor den attributiven Funktionen belegt ist. Vielleicht braucht das kein Gegensatz zu Ihren Ausführungen zu sein. Ich meine, daß die Prädikation auf jeden Fall das Fundamentalere ist und das Notwendigere für das Kind, während die Attribution quasi ein Luxus ist, was durch Sprachen gestützt würde, die diese Attribution nur in geringem Maße, wenn überhaupt, kennen.

Als nächstes wollte ich noch erwähnen, daß in Analogie zu Ihren Oppositionsbildungen auf dem lautlichen Gebiet fast das gleiche auch auf dem semantischen Gebiet beobachtet werden kann, nämlich daß die Kindersprache bei einem Pol, bei einem Semantem ansetzt, zum Beispiel bei „heiß“, bei „süß“ oder bei „böse“ (natürlich in kindlich unvollkommener Lautung) und sich erst in dem Augenblick, in dem eine Opposition hinzukommt, etwa „heiß – kalt“, allmählich das Feld, hier der Temperaturwörter, aufbaut. Der erste Pol, also das erste Semantem, das sozusagen stellvertretend steht, ist gleichsam bivalent, das heißt: „heiß“ kann auch für den anderen Extremwert „kalt“ eingesetzt werden. Ich weiß nicht, ob man hier an den Gegensinn der Urwörter (im Sinne der Untersuchungen von Karl Abel) erinnern darf, aber etwas ähnliches liegt vor. Ich möchte Sie nun fragen, ob Sie uns gerade zu diesem Punkt der Oppositionsbildung im semantischen Bereich in dieser Frühstufe noch weitere Literaturangaben machen können.

Herr Jakobson: Mit der Oppositionsbildung im Bereich solcher urslavischen und russischen Adjektive wie hoch – niedrig, breit – eng, tief – flach, weit – nahe und den entsprechenden Problemen der Kinderpsychologie befasste ich mich in der vor kurzem erschienenen Festschrift Giuliano Bonfante mit Verweisen auf die afrikanistische und psychologische Literatur, die demselben Problem der polaren räumlichen Begriffe gewidmet ist. Die Verteilung der merkmalthaltigen und merkmalloser Glieder in solchen sprachlichen Oppositionen ist mit der einfachen Tatsache verbunden, daß die Addition primär und die Subtraktion sekundär ist. – Im frühzeitigen Ausruf „Papa gut“ scheint es sich um einen geschmückten Vokativ zu handeln, wie wenn man in Österreich „gnädige Frau“ zu sagen pflegt, wobei es mit dem Urteil „Die Frau ist gnädig“ freilich gar nicht übereinstimmt.

Herr Weinrich: Die bisherige Diskussion hat Ihre Hierarchie-These nicht in Frage gestellt, sondern sie als Grundlage akzeptiert. Nur die Frage nach dem Wie, nach der Form dieser Hierarchie in der Sprache, insbesondere beim Spracherwerb und Sprachverlust, wurde gestellt.

Ich möchte meinerseits die Hierarchie-These ebenfalls akzeptieren, wie sie ja auch insgesamt von der Linguistik akzeptiert worden ist, möchte aber die

Frage aufwerfen, ob wir es vielleicht nicht nur mit *einer* Hierarchie, das heißt mit *einer* Schichtung von Funktionen und Relationen zu tun haben, sondern mit *mehreren* Hierarchien. Wenn wir nämlich die Herausbildung der grammatischen Kategorien, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, so beschreiben, daß wir schließlich über die Prädikative bei den Urteilen und vielleicht am Ende bei den Schlüssen und dialektischen Argumentationen ankommen, dann haben wir im ganzen eine Kindesentwicklung vor uns, die letztlich zum *homo scientificus* führt. Es ist aber auch eine ganz andere Entwicklung vorstellbar. Wir können versuchen, in der Sprachentwicklung des Kindes wie auch dann reziprok beim Sprachverlust des Aphasikers Hierarchien zu finden, die in andere Richtungen führen. Gerade Sie haben ja mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß wir in der Sprache mehrere Funktionen unterscheiden können, insbesondere – mit Bühler – die Funktionen des Ausdrucks, der Kundgabe und des Appells, dann aber auch – über Bühler hinaus – die poetische, die phatische und die metasprachliche Funktion¹. Vielleicht darf ich im Umkreis dieser Überlegungen noch eine weitere Funktion erwägen, die narrative Funktion. Das Erzählen spielt ja offenbar gerade in der Sprache des Kindes und in der Sprache der Erwachsenen dann, wenn sie mit dem Kind sprechen, eine große Rolle. Kinder haben einen hohen Bedarf an Erzählungen. Die Erwachsenen versuchen in der Regel, diesem Bedarf zu entsprechen, häufig in der Form des Märchens als der Urform des Erzählens. Sicherlich spielt das Erzählen für Kinder und das Erzählen von Kindern eine wichtige Rolle in der Befreiung des Kindes von den Zwängen der Situation.

Wenn wir uns nun solche Erzählungen anschauen, wie sie für Kinder und von Kindern erzählt werden, so beobachten wir, daß Märchen ganz bestimmte Strukturen haben. Wir können etwa ein Inventar von Erzählsignalen aufstellen, mit denen die Strukturen solcher Gebilde hervorgebracht werden. Das sind verhältnismäßig heterogene Signale, das sind zum Beispiel bestimmte Tempora, bestimmte Adverbien, bestimmte Konjunktionen, bestimmte makrosyntaktische Signale wie „es war einmal“ und anderes mehr.

Würden Sie es nun für denkbar halten, daß man nach einer Hierarchie der Kategorien und Relationen im Spracherwerb fragt, nicht nur im Hinblick auf die Konstitution einer argumentativen, sondern auch einer narrativen Funktion? Oder würden Sie es vorziehen, die verschiedenen Funktionen zusammen zu behandeln und somit an einer einheitlichen Hierarchie festzuhalten? In diesem Fall müßten dann die Erzähltempora, die Erzähladverbien

¹ Vgl. R. Jakobson: Closing statements: Linguistics and Poetics, in T. A. Sebeok (ed.): *Style in Language*, New York 1960; französische Fassung in R. J.: *Essais de linguistique générale*, Paris 1963.

und andere Erzählsignale unter gleichen Bedingungen mit solchen Signalen konkurrieren, die zur Herstellung, sagen wir eines Syllogismus, dienen. Das aber ist nicht leicht auf einen und denselben Begriff zu bringen.

Herr Jakobson: Das Gefüge des substantivischen Subjekts mit dem verbalen Prädikat erscheint in der Kindersprache vor dem prädikativen Gebrauch anderer Redeteile. Erst nachträglich entsteht, neben solchen Sätzen wie „Der Storch fliegt“ und „Der Vogel fliegt“, der verwickeltere, merkmalthaltige Satztypus: „Der Storch ist ein Vogel.“ In diesem Zusammenhang legt uns das Adjektiv mannigfaltige Fragen vor. Deshalb waren hier heute die meisten Bemerkungen dem Adjektiv gewidmet. In seiner vor kurzem veröffentlichten Arbeit hat der französische Topologe René Thom mit Recht die Zwischenstellung des Adjektivs in Beziehung zum Verb und dem Nomen festgestellt, und entsprechend gehört in der Zeitfolge der sprachlichen Errungenschaften des Kindes dem Satztypus „Möpschen ist hungrig“ ein Platz nach dem Mustersatz „Möpschen bellt“ und vor dem Urteil „Möpschen ist ein Hund“. – Leider habe ich meinen Vortrag abgebrochen, ohne eine weitere wichtige Stufe im Fortschritt des kindlichen Spracherwerbs zu berücksichtigen: Der Erscheinung des expliziten, dyadischen Satzes mit genanntem Subjekt und Prädikat folgt der nächste wesentliche Umbruch, die Aneignung der sog. *Shifters* (Verschieber): grammatische Kategorien, deren jede in ihrer Gesamtbedeutung einen Verweis auf den Sprechakt enthält. Das Präteritum kann als ein anschauliches Beispiel dienen. Für das Kleinkind ist es schwer, sich dieser Kategorie zu bemächtigen, weil sie eine doppelartige Information enthält, das Ereignis selber und seine zeitliche Beziehung zum Sprechakt. Zu den wesentlichsten Repräsentanten unter den *Shifters* gehören die Personalia und insbesondere das Pronomen „ich“, eine bedeutsame Leistung in der Sprachentwicklung des Kindes. Es signalisiert den Sender der gegebenen Aussage. Das Neue liegt darin, daß es einen invarianten Terminus für die alternierenden Teilnehmer am Gespräch dem Kinde zur Verfügung stellt, und oft macht dieser neue Gebrauch den Kindern zeitweilige Schwierigkeiten. Zuweilen stutzt der Kleine, wenn gefragt „Wie heißt du?“, und gibt keine Antwort, da sein Name für ihn selbst nur „ich“ ist, und sein Eigenname nur den anderen zur Verfügung steht, um das Kind anzurufen. Es entstehen zwischen Kleinkindern beim Erlernen der Personalpronomina eigentümliche Streite. So erklärt belehrend der eine dem anderen: „Nur ich bin ich, aber du bist du.“ Eine neue Perspektive eröffnet sich den Kindern, wenn sie die besprochenen Ereignisse im Verhältnis zum Sprecher, zum Hörer und zum Zeitpunkt des Sprechakts aufzufassen beginnen. Diese Auffassung schafft eine ganze Reihe von verbalen und pronominalen Kategorien. Ich glaube, es

gibt in der sprachlichen Entwicklung des Kindes zwei befreiende Phasen. Erst die Nennung des Subjekts und des Prädikats: Sie beschenkt den Redner mit einer Unabhängigkeit vom *hic et nunc*. Dann der zweite entscheidende Schritt, das Erfinden der *Shifters*: Es enthüllt dem Kinde die Möglichkeit und Notwendigkeit, alles mit Rücksicht auf die Teilnehmer am Gespräch zu beurteilen. Laut Fichte bedeutet die Erwerbung des Pronomens „ich“ den Anfang der Selbsterkenntnis. In Wirklichkeit begreift der Kleine beim Erlernen dieses Fürworts, daß er zu einer ganzen Reihe von möglichen Sprechern gehört, die alle dieselbe wechselbare Funktion des Ichs ausüben und dadurch miteinander verbunden sind. Das Problem des Verhältnisses zwischen Invarianz und mannigfaltiger Variation wird damit vom Kinde angepackt. Als ich mich 1940/41 in Stockholm mit der Kindersprache befaßte, betätigte sich an der dortigen Hochschule der deutsche Psychologe David Katz, und seine Frau Dora arbeitete in Kinderpsychologie. Einmal hatte sie mir einen kleinen schwedischen Knaben gebracht, der sich unerträglich benahm, als ob in seiner Familie und Umgebung alles nur ihm gehörte. Seine Schwester wurde von ihm als sein Eigentum behandelt. Nachdem ich mich mit dem Kleinen unterhalten hatte, sah ich ein, daß er mit dem Pronomen „ich“ noch gar nicht vertraut war, und ich schlug verschiedene Schritte vor, um ihm diese vernachlässigten *Shifters* näher zu bringen. Angeblich soll er nach solchen Maßnahmen viel vernünftiger geworden sein. – Die „narrative“ Fähigkeit und Leidenschaft des Kindes setzt seine Aneignung der *Shifters* und insbesondere der Zeitfolge voraus. – Es soll zum Schlusse bemerkt werden, daß das Auftreten der *Shifters* dem dyadischen Satzbau natürlicherweise nachfolgt. Bis zur Erscheinung derartiger Sätze bleibt die Beziehung zwischen dem Sprechakt und dem besprochenen Geschehen eindeutig, und in jeder Aussage ist ihre Deixis einbezogen und mitverstanden, wogegen die Befreiung der Rede vom *hic et nunc* die Ausbildung eines Systems von besonderen hinweisenden Mitteln erfordert und diese Aufgabe dann durch die *Shifters* erfüllt wird.

Herr Seiler: Die Themen Subjekt/Prädikat und attributiv/prädikativ haben uns hier schon länger beschäftigt. Trotzdem möchte ich nochmals darauf zurückkommen. Es zeigte sich, daß in den frühen Stadien des Spracherwerbs eine beschreibende Klassifikation der Äußerungen nach den gängigen Kategorien der Erwachsenensprache: Substantiv – Verb – Adjektiv und nach den gängigen Relationen: prädikativ – attributiv nicht immer ganz unproblematisch ist, auch wenn die Schwierigkeiten von einer Sprache zur anderen verschieden groß sein mögen. Ich möchte Sie fragen, ob nicht der fundamentale Unterschied viel eher darin liegt, daß die einen Typen von Äußerungen

obligatorisch an den Sprechakt gebunden sind, die andern aber eine solche Richtung nicht voraussetzen – wie Sie das selber ja dargestellt haben.

Eine solche Unterscheidung hätte vielleicht auch den Vorteil, daß sie experimentell leichter testbar ist. Mir scheint es jedenfalls zweifelhaft, ob die oben genannten gängigen Kategorien und Relationen zur Beschreibung frühkindlicher Äußerungen wirklich adäquat sind. Es handelt sich meines Erachtens um den grundlegenden Unterschied zwischen situationsgebundenen Sprachhandlungen wie Benennen, Willensäußerung und der nicht situationsgebundenen Sprachhandlung des Aussagens.

Herr Jakobson: Das Hauptthema meiner heutigen Äußerungen waren Sprachen mit einer hochentwickelten Morphologie. Die englische grammatische Struktur steht von solchen Sprachen weit entfernt. Wenn ein Russe zum ersten Mal in ein Englisch sprechendes Milieu gerät, hat er Schwierigkeiten, sich in einen Sprachbau einzuleben, der dasselbe Wort als Substantiv, Verb und Adjektiv abwechselnd zu verwenden gestattet („*Polka is a couple dance*“, „*I polka*“, „*It's a polka evening*“). Die äußere Form der Wörter ist hier unvergleichlich schwächer differenziert. Es ist merkwürdig zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit ein Kind von stark zu schwach morphologisiertem Wortsystem *et vice versa* übergeht. Manche einzig Englisch sprechenden und studierenden Linguisten behaupten das Primat der Syntax gegenüber der Morphologie. Falls wir aber den Spracherwerb der slavischen und, wie es scheint, auch der deutschen Kinder untersuchen, begegnen wir Beispielen einer entgegengesetzten Reihenfolge. Slavische Sprachen, abgesehen vom grammatischen Typus des Bulgarischen, besitzen eine reichentwickelte Deklination und außerdem ein System der syntaktischen Beziehungen der Substantive zu verschiedenen Präpositionen. Gewöhnlich erwerben die slavischen Kinder (und, falls ich mich nicht irre, auch die deutschen) die Kasus-Suffixe früher als den Gebrauch der Präpositionen. Man findet entsprechende Verhältnisse, beispielsweise, auch im Japanischen, wo sich das Wortganze früher entwickelt als die syntaktische Beziehung zwischen den Wörtern. Wenn es behauptet wird, daß der reiche morphologische Bau das Erlernen der Sprache bei den russischen Kindern bremsst und verlängert, muß man erwidern, daß das System der russischen Kasus, deren Form und Bedeutung ohne jeglichen Verzug beherrscht werden. Die regelmäßigen, produktiven Formen der Flexion werden leicht aufgefaßt. Um ein anderes Beispiel anzuführen, nämlich die deutsche, sog. schwache Konjugation, regelmäßig und produktiv, und andererseits die, rein synchronisch beurteilt, den Regeln nicht gehorchenden Formen: am Anfang werden in der Kindersprache diese Formen dem herrschenden regulären Muster angepaßt. So entstehen solche Bildungen wie „bringte“

(später „brang“) und „gelingte“, bis es endlich zur völligen Nachahmung des Usus der Erwachsenen kommt. Man zeigte und sagte einem russischen Kinde, daß eine Schildkröte sich kaum (russ. *edvá*) bewegt. Und als man ihm nachher eine kriechende Schnecke vorführte, da richtete sich der Kleine nach den Steigerungsgraden der Umgebung und schuf einen improvisierten Komparativ: „noch kaumer“ (*edvéj*). Es sind vor allem Regeln, die vom Kinde unbewußt übernommen werden.

Herr Landgrebe: Es sind zwei Fragen, die ich an Ihre Ausführungen knüpfen möchte. Die erste geht aus von Ihrer Bemerkung, daß in der Linguistik eine Tendenz besteht, in die primären Funktionen der Sprache sekundäre hineinzuprojizieren und damit die primären Funktionen aus sekundären abzuleiten. Sie sprechen auch von kategorialen Funktionen, die universal sind, die also allen Sprachen gemeinsam sein müssen, weil deren Vorhandensein die Voraussetzung ist, unter der ein noch so fremdartiges Lautsystem überhaupt als Sprache für uns verständlich werden kann.

Nebenbei sei nur angemerkt, daß man leicht geneigt ist, diese universalen Funktionen als ein Apriori anzusehen. Aber man muß dabei beachten, daß sich ein solches „Apriori“ nicht wie in der klassischen Transzendentalphilosophie aus einem obersten Prinzip in einer ein für allemal feststehenden und gültigen Weise ableiten und formulieren läßt; denn es ist aus universaler linguistischer Vergleichung, also aus fortschreitender, immer tiefer gehender wissenschaftlicher Erfahrung gewonnen und kann daher niemals in einer endgültigen Weise festgelegt werden. Es ist dies offenbar das gleiche Verhältnis, das sich auch in der phänomenologischen Rückfrage in die „Tiefendimension“ des Bewußtseins zeigt.

Was nun diese kategorialen Funktionen betrifft, so liegt es wohl auf der Hand, daß sie nicht mit den Kategorien im Sinne des Aristoteles verwechselt werden dürfen. Ist nicht die Tendenz zu solcher Verwechslung auch der Grund für den Versuch in der Linguistik, in primäre Funktionen sekundäre hineinzuprojizieren? Es ist dabei daran zu denken, daß die elementare sprachliche Verständigung nicht mit Sätzen anfängt, die sich seit Aristoteles in einer elementaren Aussagen- und Prädikaten-Logik klassifizieren lassen. Für viele modernen Logiker scheint es mir als selbstverständlich zu gelten, daß es eben logische Sätze gibt, und daß die logischen Prinzipien, nach denen sie gebildet und miteinander verknüpft werden, nicht weiter hinterfragbar sind. Demgegenüber ist es für die phänomenologische Analyse der Genesis unserer Erfahrung die Aufgabe, zu untersuchen, was schon vor allem prädikativ urteilenden Denken, und das heißt schon ohne alle Formulierung in logisch strukturierten Sätzen, in bereits sprachlich artikulierter Erfahrung

kommunikativ angeeignet wurde. Würden Sie mir zustimmen in der Behauptung, daß eben dieses Problem elementarer Aneignung von – mit Husserl zu sprechen – vorprädikativer Erfahrung ein zentrales Thema phonologischer und phonomatischer Untersuchung ist?

Läßt sich nicht von daher – und das ist meine zweite Frage – die grundlegende Bedeutung der Unterscheidung von merkmallosen und merkmalhaltigen Formen verdeutlichen? Ihre Beispiele für diese Unterscheidung scheinen mir doch darauf hinzuweisen, daß diese Unterscheidung keine feste ist, sondern daß es jeweils auf den Kontext der Rede ankommt, was in ihr jeweils als merkmalhaltig oder als merkmallos zu gelten hat. Dieser Kontext ist in der elementarsten Stufe der Kontext eines Hinweisens auf das, was als sinnlicher Eindruck vor Augen steht: es ist „da“. Ist nicht dieses „da“ eines der frühesten Worte, mit denen das kleine Kind, unter Umständen in Verbindung mit der Zeigegeste, auf das hinweist, was sich ihm als Eindruck aufdrängt? Steht schon ein Name dafür zur Verfügung, dann wird er im Singular gebraucht. Wenn Sie sagen, der Singular geht dem Plural voraus und der Indikativ den modalen Abwandlungen, muß man dies nicht so verstehen, daß es sich bei solchem Gebrauch um eine merkmallose Form handelt, die gewissermaßen gegen die Unterscheidung von Singular und Plural neutral ist? Würden Sie also auch die Demonstrativa zu den merkmallosen Formen zählen, die ja hinsichtlich ihrer kommunikativen Funktion an der Stelle von Namen stehen könnten? Wäre damit nicht der alte Streit darum, ob die Demonstrativa primär räumliche oder zeitliche Bedeutung haben, als ein nichtiger, weil der elementaren Funktion solcher Formen nicht gerecht werdender, erwiesen?

Herr Jakobson: Sicher soll man nach einer genaueren Terminologie streben, und so wird z. B. in meinem Vortrag in bezug auf die erste Stufe der Kindersprache eher von Holophrasen als von Ein-Wort-Äußerungen gehandelt, da der Begriff des Wortes sich mit dem Eintritt von Wortgefügen wesentlich ändert; erst mit der Scheidung zwischen Wort und der Wortverbindung dürfen wir den Begriff des Worts umreißen; gleicherweise entsteht der Begriff des Verbs und der des Nomens erst mit der syntaktischen Scheidung der beiden Kategorien. Bei einer typologischen Forschung muß man die funktionellen Unterschiede zwischen den grammatischen Kategorien innerhalb der mannigfaltigen Sprachen in Betracht ziehen, aber gleichzeitig die hinter diesen Unterschieden steckende Invariante im Auge halten, wie z. B. das Vorhandensein der Opposition Subjekt/Objekt einerseits in unserem Nominativ/Akkusativ-System und andererseits in den Ergativ-Sprachen, die das Subjekt der nichttransitiven Verben mit dem Objekt der transitiven Verben

grammatisch identifizieren, so daß in der Gegenüberstellung Subjekt/Objekt anstatt des Subjekts unserer Sprachsysteme das Objekt als merkmalshaltig gilt. Die Typologie der Sprachen ist für die Suche nach linguistischen Universalien eine unentbehrliche Vorstufe. Falls man beim Bestreben, ein System der sprachlichen Universalien zu entdecken, auf diese Vorstufe verzichtet, erhält man sterile und verfehlte Schemata. Das geschah denjenigen Scholastikern und ihren nachmaligen Erben, für die einzig Latein als der Hauptweg *ad orbem* galt; auch manche anglozentrischen Gesetzgeber des linguistischen Universalismus, die Humboldts tiefes und wiederholt betontes Verständnis für „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus“ völlig außer acht lassen, riskieren heutzutage, in eine analoge Verlegenheit zu geraten. – Ich bin mit meinem alten Kampfgenossen von dem Prager Linguistischen Zirkel, Ludwig Landgrebe, und mit seinem Hervorheben der Opposition merkmalshaltig/merkmalslos vollkommen einig. Ich glaube mich nicht zu irren in der Vermutung, daß in den kommenden Jahren der Fragenkomplex um diese Opposition, um ihr Wesen und ihre Anwendungsfähigkeit, zu den Grundproblemen der Weltlinguistik und auch mehrerer verwandter Disziplinen gehören wird. Ohne Zweifel geht in der Kindesentwicklung das merkmalslose Oppositionsglied dem merkmalshaltigen voran, z. B. dem Präteritum das Präsens, aber vor eine viel schwierigere Aufgabe stellt uns die Frage, wieso es dem Kinde gelingt, solange seiner Rede die Opposition der Tempora noch fehlt, stets gerade die merkmalslose Form, im gegebenen Falle die des Präsens, von den Erwachsenen zu übernehmen („Puppe sitzt und weint“) und keinesfalls die des Präteritums („saß und weinte“) und diese angeeignete Form ohne Hinsicht auf das Tempus zu gebrauchen. Das statistische Kriterium ist ungenügend und öfters irreführend. Immer überzeugender – sowohl in Grammatik wie in Phonologie – wirkt die stetige Beobachtung, der gemäß die zugehörige Aktivität des Kleinkindes meist unvergleichlich vorgerückter und entwickelter ist als seine Sprechfähigkeit, und dadurch wird die Wahl der merkmalslosen Oppositionsglieder erleichtert und beschleunigt. Von den vielen entscheidenden Beweisen für die Priorität der sprachlichen Kompetenz des Empfängers im Vergleich mit der des Senders möchte ich wenigstens Katherine Nelsons wertvolle Zeugnisse erwähnen. In ihrer neuerschienenen Monographie „Structure and Strategy in Learning to Talk“ bespricht die Verfasserin das weitverbreitete Spiel des noch sprachfähigen Kindes mit seiner Mutter, auf deren Befehle der Kleine mit seinem Händchen jeden von ihr genannten Teil seines und, was noch erstaunlicher ist, seiner Mutter Gesichts (Nase, Augen, Haare, usw.) antastet und somit zeigt, daß er die gehörten Wörter unterscheidet und sogar ihre Gattungsbedeutung auffaßt.

Herr Schmidt: Ich darf vier Fragen ganz kurz formulieren:

1. Der Unterschied zwischen Phonologie und Morphologie in bezug auf das Universale. Wenn man beispielsweise in der Phonologie das „primäre Dreieck“ nimmt, dann meine Frage: Ich hatte Sie aus Ihren Büchern immer so verstanden, daß Sie das universal faßten. Umgekehrt sagten Sie vorhin in bezug auf die Adjektive, daß die behandelten Differenzierungen jeweils für ein Sprachsystem gelten, und Sie haben formuliert, was mir voll einleuchtet, daß man die Dinge in der Morphologie nicht über einen Kamm scheren kann, daß manche universaler sind als die anderen. Ich möchte also fragen, ob nicht ein prinzipieller Unterschied zwischen den Ebenen Phonologie und Morphologie in bezug auf die Universalität gegeben ist.

2. Sehr interessant ist das Beispiel, das Sie aus dem Russischen gaben, Sie sagten, daß das Kind zunächst die Deklinationsform lernt und dann die Präposition, die damit verbunden wird. Das ist an sich, so würde ich bei meinem geringen Überblick über Sprache sagen, etwas Auffälliges, weil ja normalerweise die These gilt, daß die Prä- oder Postpositionen durch eine Art von Hypercharakterisierung den Schwund von Kasusmerkmalen bewirken. Der von Ihnen geschilderte Sachverhalt wäre vielleicht auch ein Beispiel, das beweist, daß man diese Dinge von den Einzelsprachen her beurteilen muß. Im Russischen hat mir nie eingeleuchtet, warum die Deklination, ähnlich im Baltischen, trotz des entwickelten Präpositionalsystems so konstant geblieben ist.

3. Präsens und Präteritum: Das wäre für mich auch ein Beispiel, das man nicht universal fassen kann. Das indogermanische Kind hat sicher das Präsens als merkmalfhafte Kategorie gehabt, wenn man davon ausgeht, daß die Primäränderungen sekundär sind, das heißt, daß zum Beispiel in der 3. Person das „i“ dem „t“ sekundär hinzugefügt worden ist. Vorher wurden die Tempora weitgehend aus dem Kontext erklärt.

4. Die interessantesten Bemerkungen zur Ergativkonstruktion: Ist es nicht vielleicht so, daß man in alten Ergativsprachen eine stärkere Differenzierung von belebt und unbelebt bzw., wie man auch gesagt hat, dynamisch und statisch findet, wobei die dynamische Flexion oder die belebte oder die, die später transitiv wird, wesentlich mehr Kategorien zeigt als die nicht belebte. Hier würde ich abschließend eine Parallele ziehen wollen zwischen Verbum und Adjektiv. Ich würde sagen, beim Verbum muß man zwischen verschiedenen, semantisch definierten Verbalstämmen und beim Adjektiv zum Beispiel zwischen Eigenschaft und Nichteigenschaft unterscheiden.

Herr Jakobson: 1. Der prinzipielle Unterschied zwischen den Ebenen Phonologie und Morphologie beruht auf dem Umstande, daß der Grund jeder

phonologischen Opposition im *Signans* liegt, wogegen jede morphologische (und überhaupt grammatische) Opposition auf das *Signatum* hinweist. Im letzten Falle steht die grammatische Typologie der Sprachen vor der schwierigen Aufgabe, die semantischen Invarianten, die den mannigfaltigen Oppositionen der unzähligen Sprachen zugrundeliegen, aufzudecken.

2. Die relative Unabhängigkeit der beiden slavischen Systeme – Kasus und Präposition – voneinander (vgl. die russ. Präposition *s*, die mit Instrumental, Akkusativ und Genitiv gebraucht wird) ist ein lehrreicher typologischer Zug eines morphologisch eingestellten Sprachsystems.

3. Präsens gegenüber dem Präteritum bleibt augenscheinlich eine merkmallose Kategorie ganz unabhängig davon, ob das Präsens, wie im Englischen, oder das Präteritum, wie im Russischen, in seinen Personenendungen ärmer als sein Gegenstück ist.

4. Die letzte aufgerollte Frage, die der Notwendigkeit einer weiteren Gliederung grammatischer Kategorien, wie z. B. Verb oder Adjektiv, in weitere semantisch und formell bestimmbare Oppositionen findet eine immer tiefere Anwendung in der linguistischen Forschung und bringt stets neue wertvolle Einsichten in die Kontext-empfindliche (*context-sensitive*) Struktur der üblichen Sprache.

*Veröffentlichungen
der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen,
jetzt: Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften*

Neuerscheinungen 1968 bis 1976

Vorträge G

Heft Nr.

- 146 *Hubert Jedin, Bonn*
147 *Helmut Schelsky, Münster*
Ludwig E. Feinendegen, Jülich

148 *Herbert von Einem, Bonn*
149 *Carl A. Willemsen, Bonn*

150 *Hans Flasche, Hamburg*

151 *Joseph Henninger, Bonn*
152 *François Seydoux*
de Clausonne, Bonn
153 *Günter Kahle, Köln*
154 *Johannes Holthusen, Bochum*
155 *Paul Míkat, Düsseldorf*

156 *Dieter Nörr, Münster*

157 *Theodor Schieder, Köln*
158 *Ludwig Landgrebe, Köln*
159 *Hans Erich Stier, Münster*
160 *Friedrich Halstenberg, Düsseldorf*

161 *Wilhelm Hennis, Freiburg i. Br.*
162 *Günter Stratenwerth, Basel*
Hans Schulz, Bern
163 *Rüdiger Schott, Münster*

164 *Arno Esch, Bonn*
165 *Edward J. M. Kroker, Königstein*
166 *Max Braubach †, Bonn*
167 *Erich Dinkler, Heidelberg*

168 *Gustaf Wingren, Lund*
169 *Herbert von Einem, Bonn*
170 *Hans-Georg Gadamer, Heidelberg*
171 *Theodor Kraus †, Köln*

172 *Ernst Langlotz, Bonn*
173 *Hermann Conrad †, Bonn*

174 *Tillemann Grimm, Bochum*
175 *Hans Erich Stier, Münster*
176 *Heinz-Dietrich Wendland, Münster*
177 *Gerhard Kegel, Köln*

GEISTESWISSENSCHAFTEN

- Vaticanum II und Tridentinum
Schwerpunktbildung der Forschung in einem Lande
Forschungszusammenarbeit benachbarter Disziplinen am Beispiel der Lebenswissenschaften in ihrem Zusammenhang mit dem Atomgebiet
Die Tragödie der Karlsfresken Alfred Rethels
Die Bauten der Hohenstaufen in Süditalien. Neue Grabungs- und Forschungsergebnisse
Die Struktur des Auto Sacramental „Los Encantos de la Culpa“ von Calderón
Antiker Mythos in christlicher Umprägung
Über Lebensraum und Lebensformen der Frühsemiten
Betrachtungen über die deutsch-französischen Beziehungen von Briand bis de Gaulle
Bartolomé de las Casas
Prinzipien der Komposition und des Erzählens bei Dostojewskij
Die Bedeutung der Begriffe Stasis und Aponoia für das Verständnis des 1. Clemensbriefes
Die Entstehung der *longi temporis praescriptio*. Studien zum Einfluß der Zeit im Recht und zur Rechtspolitik in der Kaiserzeit
Zum Problem des Staatenpluralismus in der modernen Welt
Über einige Grundfragen der Philosophie der Politik
Die geschichtliche Bedeutung des Hellenennamens
Nordrhein-Westfalen im nordwesteuropäischen Raum: Aufgaben und Probleme gemeinsamer Planung und Entwicklung
Demokratisierung – Zur Problematik eines Begriffs
Leitprinzipien der Strafrechtsreform
Kriminalpolitische Aspekte der Strafrechtsreform
Aus Leben und Dichtung eines westafrikanischen Bauernvolkes – Ergebnisse völkerkundlicher Forschungen bei den Bula in Nord-Ghana 1966/67
James Joyce und sein *Ulysses*
Die Strafe im chinesischen Recht
Beethovens Abschied von Bonn
Der Einzug in Jerusalem. Ikonographische Untersuchungen im Anschluß an ein bisher unbekanntes Sarkophagfragment
Mit einem epigraphischen Beitrag von Hugo Brandenburg
Martin Luther in zwei Funktionen
Das Programm der Stanza della Segnatura im Vatikan
Die Begriffsgeschichte und die Sprache der Philosophie
Die Gemeinde und ihr Territorium – Fünf Gemeinden der Niederrheinlande in geographischer Sicht
Der architekturgeschichtliche Ursprung der christlichen Basilika
Staatsgedanke und Staatspraxis des aufgeklärten Absolutismus
Jahresfeier am 10. Mai 1971
Chinas Traditionen im Umbruch der Zeit
Der Untergang der klassischen Demokratie
Die Krisis der Volkskirche – Zerfall oder Gestaltwandel?
Zur Schenkung von Todes wegen

178	<i>Theodor Schieder, Köln</i>	Hermann Rauschnings „Gespräche mit Hitler“ als Geschichtsquelle
179	<i>Friedrich Nowakowski, Innsbruck</i>	Probleme der österreichischen Strafrechtsreform
180	<i>Karl Gustav Fellerer, Köln</i>	Der Stilwandel in der abendländischen Musik um 1600
181	<i>Georg Kauffmann, Münster</i>	Michelangelo und das Problem der Säkularisation
182	<i>Harry Westermann, Münster</i>	Freiheit des Unternehmers und des Grundeigentümers und ihre Pflichtenbindungen im öffentlichen Interesse nach dem Referentenentwurf eines Bundesberggesetzes
183	<i>Ernst-Wolfgang Böckenförde, Bielefeld</i>	Die verfassungstheoretische Unterscheidung von Staat und Gesellschaft als Bedingung der individuellen Freiheit
184	<i>Kurt Bittel, Berlin</i>	Archäologische Forschungsprobleme zur Frühgeschichte Kleinasiens
185	<i>Paul Egon Hübinger, Bonn</i>	Die letzten Worte Papst Gregors VII.
186	<i>Günter Kahle, Köln</i>	Das Kaukasusprojekt der Alliierten vom Jahre 1940
187	<i>Hans Erich Stier, Münster</i>	Welteroberung und Weltfriede im Wirken Alexanders d. Gr.
188	<i>Jacques Droz, Paris</i>	Einfluß der deutschen Sozialdemokratie auf den französischen Sozialismus (1871–1914)
189	<i>Eleanor v. Erdberg-Consten, Aachen</i>	Die Architektur Taiwans
190	<i>Herbert von Einem, Bonn</i>	Ein Beitrag zur Geschichte der chinesischen Baukunst
191	<i>Ulrich Scheuner, Bonn</i>	Die Medicimadonna Michelangelos
192	<i>Theodor Schieder, Köln</i>	Das Mehrheitsprinzip in der Demokratie
193	<i>Erich Otremba, Köln</i>	Probleme einer europäischen Geschichte Jahresfeier am 30. Mai 1973 Die „Kanalstadt“. Der Siedlungsraum beiderseits des Ärmelkanals in raumdynamischer Betrachtung
194	<i>Max Wehrli, Zürich</i>	Wolframs ‚Titulel‘
195	<i>Heinrich Dörrie, Münster</i>	Pygmalion – Ein Impuls Ovids und seine Wirkungen bis in die Gegenwart
196	<i>Jan Hendrik Waszink, Leiden</i>	Biene und Honig als Symbol des Dichters und der Dichtung in der griechisch-römischen Antike
197	<i>Henry Chadwick, Oxford</i>	Betrachtungen über das Gewissen in der griechischen, jüdischen und christlichen Tradition
198	<i>Ernst Benda, Karlsruhe</i>	Gefährdungen der Menschenwürde
199	<i>Herbert von Einem, Bonn</i>	„Die Folgen des Krieges“. Ein Alterswerk von Peter Paul Rubens
200	<i>Hansjakob Seiler, Köln</i>	Das linguistische Universalienproblem in neuer Sicht
201	<i>Werner Flume, Bonn</i>	Gewohnheitsrecht und römisches Recht
202	<i>Rudolf Morsey, Speyer</i>	Zur Entstehung, Authentizität und Kritik von Brünings „Memoiren 1918–1934“
203	<i>Stephan Skalweit, Bonn</i>	Der „moderne Staat“. Ein historischer Begriff und seine Problematik
204	<i>Ludwig Landgrebe, Köln</i>	Der Streit um die philosophischen Grundlagen der Gesellschaftstheorie
205	<i>Elmar Edel, Bonn</i>	Ägyptische Ärzte und ägyptische Medizin am hethitischen Königshof
206	<i>Eduard Hegel, Bonn</i>	Neue Funde von Keilschriftbriefen Ramses' II. aus Bogazköy
207	<i>Friedrich Ohly, Münster</i>	Die katholische Kirche Deutschlands unter dem Einfluß der Aufklärung des 18. Jahrhunderts
208	<i>Siegfried Herrmann, Bochum</i>	Der Verfluchte und der Erwählte. Vom Leben mit der Schuld
209	<i>Theodor Schieffer, Köln</i>	Ursprung und Funktion der Prophetie im alten Israel
210	<i>Ulrich Scheuner, Bonn</i>	Krisenpunkte des Hochmittelalters
211	<i>Heinrich Dörrie, Münster</i>	Die Vereinten Nationen als Faktor der internationalen Politik Von Platon zum Platonismus
212	<i>Karl Gustav Fellerer, Köln</i>	Ein Bruch in der Überlieferung und seine Überwindung
213	<i>Hans Kauffmann, Bonn</i>	Der Akademismus in der deutschen Musik des 19. Jahrhunderts
214	<i>Ivan Dujčev, Sofia</i>	Probleme griechischer Säulen Heidnische Philosophen und Schriftsteller in der alten bulgarischen Wandmalerei
215	<i>Bruno Lewin, Bochum</i>	Der koreanische Anteil am Werden Japans
216	<i>Tilemann Grimm, Tübingen</i>	Meister Kung Zur Geschichte der Wirkungen des Konfuzius
217	<i>Harald Weinrich, Bielefeld</i>	Für eine Grammatik mit Augen und Ohren, Händen und Füßen – am Beispiel der Präpositionen
218	<i>Roman Jakobson, Cambridge, Mass.</i>	Der grammatische Aufbau der Kindersprache

ABHANDLUNGEN

Band Nr.

- | | | |
|----|--|---|
| 27 | <i>Ahasver von Brandt, Heidelberg, Paul Johansen, Hamburg, Hans van Werveke, Gent, Kjell Kumlien, Stockholm, Hermann Kellenbenz, Köln</i> | Die Deutsche Hanse als Mittler zwischen Ost und West |
| 28 | <i>Hermann Conrad †, Gerd Kleinheyser, Thea Buyken und Martin Herold, Bonn</i> | Recht und Verfassung des Reiches in der Zeit Maria Theresias. Die Vorträge zum Unterricht des Erzherzogs Joseph im Natur- und Völkerrecht sowie im Deutschen Staats- und Lehnrecht |
| 29 | <i>Erich Dinkler, Heidelberg</i> | Das Apsismosaik von S. Apollinare in Classe |
| 30 | <i>Walther Hubatsch, Bonn, Bernhard Stasiewski, Bonn, Reinhard Wittram †, Göttingen, Ludwig Petry, Mainz, und Erich Keyser, Marburg (Lahn)</i> | Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten |
| 31 | <i>Anton Moortgat, Berlin</i> | Tell Chuēra in Nordost-Syrien. Bericht über die vierte Grabungskampagne 1963 |
| 32 | <i>Albrecht Dihle, Köln</i> | Umstrittene Daten. Untersuchungen zum Auftreten der Griechen am Roten Meer |
| 33 | <i>Heinrich Behnke und Klaus Kopfermann (Hrsg.), Münster</i> | Festschrift zur Gedächtnisfeier für Karl Weierstraß 1815–1965 |
| 34 | <i>Joh. Leo Weisgerber, Bonn</i> | Die Namen der Ubier |
| 35 | <i>Otto Sandrock, Bonn</i> | Zur ergänzenden Vertragsauslegung im materiellen und internationalen Schuldvertragsrecht. Methodologische Untersuchungen zur Rechtsquellenlehre im Schuldvertragsrecht |
| 36 | <i>Iselin Gundermann, Bonn</i> | Untersuchungen zum Gebetbüchlein der Herzogin Dorothea von Preußen |
| 37 | <i>Ulrich Eisenhardt, Bonn</i> | Die weltliche Gerichtsbarkeit der Offiziate in Köln, Bonn und Werl im 18. Jahrhundert |
| 38 | <i>Max Braubach †, Bonn</i> | Bonner Professoren und Studenten in den Revolutionsjahren 1848/49 |
| 39 | <i>Henning Bock (Bearb.), Berlin</i> | Adolf von Hildebrand
Gesammelte Schriften zur Kunst |
| 40 | <i>Geo Widengren, Uppsala</i> | Der Feudalismus im alten Iran |
| 41 | <i>Albrecht Dihle, Köln</i> | Homer-Probleme |
| 42 | <i>Frank Reuter, Erlangen</i> | Funkmeß. Die Entwicklung und der Einsatz des RADAR-Verfahrens in Deutschland bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges |
| 43 | <i>Otto Eißfeldt †, Halle, und Karl Heinrich Rengstorf (Hrsg.), Münster</i> | Briefwechsel zwischen Franz Delitzsch und Wolf Wilhelm Graf Baudissin 1866–1890 |
| 44 | <i>Reiner Haussherr, Bonn</i> | Michelangelos Kruzifixus für Vittoria Colonna. Bemerkungen zu Ikonographie und theologischer Deutung |
| 45 | <i>Gerd Kleinheyser, Regensburg</i> | Zur Rechtsgestalt von Akkusationsprozeß und peinlicher Frage im frühen 17. Jahrhundert. Ein Regensburger Anklageprozeß vor dem Reichshofrat. Anhang: Der Statt Regensburg Peinliche Gerichtsordnung |
| 46 | <i>Heinrich Lausberg, Münster</i> | Das Sonett <i>Les Grenades</i> von Paul Valéry |
| 47 | <i>Jochen Schröder, Bonn</i> | Internationale Zuständigkeit. Entwurf eines Systems von Zuständigkeitsinteressen im zwischenstaatlichen Privatverfahrensrecht aufgrund rechtshistorischer, rechtsvergleichender und rechtspolitischer Betrachtungen |
| 48 | <i>Günther Stökl, Köln</i> | Testament und Siegel Ivans IV. |
| 49 | <i>Michael Weiers, Bonn</i> | Die Sprache der Moghol der Provinz Herat in Afghanistan |
| 50 | <i>Walther Heissig (Hrsg.), Bonn</i> | Schriftliche Quellen in Moğolī. 1. Teil: Texte in Faksimile |
| 51 | <i>Thea Buyken, Köln</i> | Die Constitutionen von Melfi und das Jus Francorum |
| 52 | <i>Jörg-Ulrich Fechner, Bochum</i> | Erfahrene und erfundene Landschaft. Aurelio de'Giorgi Bertòlas Deutschlandbild und die Begründung der Rheinromantik |

53	<i>Johann Schwartzkopff</i> (Red.), Bochum	Symposium ‚Mechanoreception‘
54	<i>Richard Glasser,</i> <i>Neustadt a. d. Weinstr.</i>	Über den Begriff des Oberflächlichen in der Romania
55	<i>Elmar Edel, Bonn</i>	Die Felsgräbernekropole der Qubbet el Hawa bei Assuan. II. Abteilung. Die althieratischen Topfaufrschriften aus den Grabungsjahren 1972 und 1973
56	<i>Harald von Petrikovits,</i> <i>Bonn</i>	Die Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit
57	<i>Harm P. Westermann u. a.,</i> <i>Bielefeld</i>	Einstufige Juristenausbildung. Kolloquium über die Entwicklung und Erprobung des Modells im Land Nordrhein-Westfalen
58	<i>Herbert Hesmer, Bonn</i>	Leben und Werk von Dietrich Brandis (1824–1907) – Begründer der tropischen Forstwirtschaft. Förderer der forstlichen Entwicklung in den USA. Botaniker und Ökologe
59	<i>Michael Weiers, Bonn</i>	Schriftliche Quellen in Moğolī, 2. Teil: Bearbeitung der Texte
60	<i>Reiner Hausserr, Bonn</i>	Rembrandts Jacobssegen
61	<i>Heinrich Lausberg, Münster</i>	Überlegungen zur Deutung des Gemäldes in der Kasseler Galerie Der Hymnus ›Ave maris stella‹

Sonderreihe

PAPYROLOGICA COLONIENSIA

Vol. I	<i>Aloys Kehl, Köln</i>	Der Psalmenkommentar von Tura, Quaternio IX (Pap. Colon. Theol. 1)
Vol. II	<i>Erich Lüdeckens, Würzburg,</i> <i>P. Angelicus Kropp O. P., Klausen,</i> <i>Alfred Hermann † und Manfred Weber, Köln</i>	Demotische und Koptische Texte
Vol. III	<i>Stephanie West, Oxford</i>	The Ptolemaic Papyri of Homer
Vol. IV	<i>Ursula Hagedorn und Dieter Hagedorn, Köln,</i> <i>Louise C. Youtie und Herbert C. Youtie,</i> <i>Ann Arbor</i>	Das Archiv des Petaus (P. Petaus)
Vol. V	<i>Angelo Geissen, Köln</i>	Katalog Alexandrinischer Kaisermünzen der Sammlung des Instituts für Altertumskunde der Universität zu Köln Band I: Augustus-Trajan (Nr. 1–740)
Vol. VI	<i>J. David Thomas, Durham</i>	The epistrategos in Ptolemaic and Roman Egypt Part 1: The Ptolemaic epistrategos
Vol. VII	<i>Bärbel Kramer und</i> <i>Robert Hübner (Bearb.), Köln</i>	Kölner Papyri (P. Köln) Band 1

SONDER VERÖFFENTLICHUNGEN

Der Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen	Jahrbuch 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970 und 1971/72 des Landesamtes für Forschung
--	--

Verzeichnisse sämtlicher Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft
für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, jetzt:
Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften, können beim
Westdeutschen Verlag GmbH, Postfach 300 620, 5090 Leverkusen 3 (Opladen),
angefordert werden